

# Christliche Mission und Entwicklungsdienst

Von Georg F. Vicedom

Unter diesem Thema haben wir ein sehr komplexes und viel diskutiertes Gebiet zu behandeln. Niemand kann die christliche Mission mit ihren vielen Aufgaben mit wenigen Worten beschreiben. Sie ist Verkündigung des Evangeliums, Sammlung der Gemeinde Jesu Christi, Gründung der Kirche unter den Völkern. Mit diesen Aufgaben verbinden sich jedoch so viele diakonische Dienste, daß es kaum ein Lebensgebiet in der Dritten Welt gibt, das nicht von der Mission tangiert wäre.

Ähnlich ist es mit der Entwicklungshilfe. Sie stellt sich in einer Vielzahl von Unternehmungen dar, die den Völkern der Dritten Welt durch Vermittlung finanzieller Hilfen, durch Gründung von Schulen und Modellbetrieben und durch den Aufbau von Industrien helfen möchten. Da die Kirchen nach eigenen Grundsätzen handeln, möchten wir ihre Hilfe innerhalb dieser Unternehmungen mit Entwicklungsdienst beschreiben.

Gemeinsam ist allen Unternehmungen, daß sie sich mit den Nöten der Menschen der Dritten Welt befassen. Das kann von den Missionen nur begrüßt werden; denn die Mission freut sich über alles, was *zum Besten* der notleidenden Völker geschieht. Mit der Entwicklungshilfe verbinden sich jedoch auch viele Probleme, die in den letzten Jahren zu einer solchen Fülle von Literatur geführt haben, daß sie in einem kurzen Beitrag nicht berücksichtigt werden kann. Da die Kirchen aus christlichen Motiven Entwicklungsdienst treiben, ergeben sich für sie besondere Fragen.

## *1. Probleme gegenwärtiger Entwicklungshilfe, die in ihr selbst begründet sind*

Entwicklungshilfe ist für die Industrievölker zu einer wirtschaftlichen Notwendigkeit geworden, weil die Industrien ohne die Rohstoffe und Produkte der Dritten Welt nicht existieren können. Entwicklungshilfe geht von zwei Voraussetzungen aus: Der Mensch ist ein bildungsfähiges Wesen, das sich unter bestimmten Voraussetzungen mit besonderen Hilfen zu dem vollen Menschsein entwickeln kann, wie wir ihn wünschen. Die Maßstäbe werden dabei von der westlichen Welt genommen, die durch ihre wissenschaftlich-technische Entwicklung den Gipfel menschlicher Entfaltung erreichte. Man glaubt darum, daß die Menschen der Dritten Welt durch die Vermittlung unserer Errungenschaften auf eine ähnliche Höhe geführt werden können. Die Entwicklungshilfe hat also die Tendenz, die notleidenden Menschen zu

dem Stadium zu führen, das wir selbst erreicht haben. So verbindet sich mit der Entwicklungshilfe das Sendungsbewußtsein des abendländischen Menschen.

Im Grunde sind wir dabei in dem Denken der Kolonialperiode, die der Vergangenheit angehört, steckengeblieben. Wir haben wohl keine Kolonien mehr, aber wir sind Kinder der kolonialen Zeit. Die Kolonialherren brachten den untergebenen Völkern sicher viel Gutes, sie entwickelten sie aber immer nach den Bedürfnissen der Kolonialmächte und nicht nach den Notwendigkeiten des verwalteten Landes. Nach zwanzig Jahren Entwicklungshilfe ist diese Tendenz noch nicht ausgestorben. Manche Völker handeln immer noch nach dem Grundsatz: Alles, was wir in der Welt tun, muß letztlich unserem eigenen Lande dienen. Auch wenn die Regierungen eine selbstlose Hilfe leisten wollten, unterliegen sie den Zwängen der Weltwirtschaft, deren Organisationen ihren Sitz in den Industrieländern haben. Bei ihnen steht nicht das Wohl der verarmten Völker im Vordergrund, sondern der Verdienst. Darum fließen noch immer die Überschüsse der in der Dritten Welt gegründeten Industrien an die Geldgeber zurück, oder man verhütet unter Druck, daß Industrien der Dritten Welt dem Export der Industrien des Westens Konkurrenz machen. Die Völker der Dritten Welt werden im Blick auf die Rohstoffpreise schicksalhaft den Tendenzen der Weltwirtschaft unterworfen.

Schon hier wird sichtbar, daß kapitalistische Wirtschaftssysteme und Entwicklungshilfe ein Widerspruch in sich selbst sind<sup>1</sup>. Weil unsere Staaten letztlich nicht selbstlos handeln können, ist durch die Entwicklungshilfe unter den verarmten Völkern so wenig erreicht worden. Auch heute haben noch 30 Prozent der Menschheit 80 Prozent des Kapitals und der Produktion in den Händen. Die empfangenden Völker sind so verschuldet, daß die gegenwärtige Entwicklungshilfe gerade ausreicht, den Zinsendienst zu begleichen. Darum geht die Hebung des Bruttosozialprodukts in der Dritten Welt sehr langsam vor sich. Die Arbeitslosigkeit wird durch die Bevölkerungsexplosion immer größer. Die Menschen leiden unter den Dämonien der Weltwirtschaft.

Im Rahmen dieser Zusammenhänge muß die Mission ihren Entwicklungsdienst tun. Sie sollte dabei demütig und wachsam sein; denn auch sie ist in diese Zusammenhänge verflochten. Sie sollte wissen, daß sie kein Monopol der Hilfe mehr hat und die Berechtigung zum Entwicklungsdienst von der Qualität ihrer Arbeit abhängt. Nicht nur säkulare Bewegungen machen ihr den Dienst streitig. In Abwehr der Auswirkungen der Verbreitung westlicher Zivilisation sind in den Weltreligionen Bewegungen entstanden, die ihren Menschen helfen möchten, mit den inneren Nöten der Entwicklung fertig

<sup>1</sup> K. H. Pfeffer, *Welt im Umbruch*. Gütersloh 1966; H. G. Schneider, *Die Zukunft wartet nicht*. Stuttgart 1971; K. Lefringhausen, Uppsala am Vorabend des zweiten Entwicklungsjahrzehnts. In: »Ökumenische Rundschau« 1/1969.

zu werden. Ihr Hauptanliegen ist, den entwurzelten Menschen die verlorene Ganzheit des Lebens zurückzugewinnen. Daneben gibt es die messianischen Bewegungen, die in Reaktion auf die westliche Tätigkeit den Menschen ein paradiesisches Reich versprechen. Diese Bewegungen trauen religiösen Kräften mehr zu als dem Geld. Sie sind darum eine besondere Anfrage an den Dienst der Mission.

Kirchen und Missionen der Bundesrepublik haben auf dem Gebiet des Entwicklungsdienstes Großes geleistet. In Verbindung mit den jungen Kirchen wurden seit 1959 mehr als 1,5 Milliarden DM eingesetzt. Da für die bereitgestellten Mittel keine Zinsen und keine Rückzahlung verlangt wird, wurde wirkliche Hilfe geleistet. Die Frage bleibt aber, ob bei der Hilfe auch die inneren Nöte der Völker behoben oder nur verdeckt wurden.

## *II. Die geschichtlichen Zusammenhänge von Mission und Entwicklungsdienst*

Mission und Entwicklungsdienst gehören sowohl von ihrer Begründung her als auch auf Grund ihrer Geschichte zusammen. Christentum bzw. Evangelium und Entwicklung der Menschen haben auf jeden Fall etwas miteinander zu tun. Es wäre eine lohnende Aufgabe, einmal der Frage nachzugehen, warum die »christlichen Völker« im wissenschaftlich-technischen Sinne die fortgeschrittensten geworden sind, während die Kulturen der Weltreligionen bald nach der Zeitenwende in ihrer Frühentwicklung stehengeblieben sind. Das Christentum war mindestens daran beteiligt, seinen Völkern Ideen und Kräfte zum Fortschritt zu geben. Das ist keine Selbstverständlichkeit. Der Islam war, wenn man von den einflußlosen syrischen Kirchen absieht, lange vor dem Christentum mit großer Machtfülle in Indien. Dennoch brachte er keine Änderungen hervor. Die Mission der Neuzeit löste jedoch in Indien sofort große geistliche Auseinandersetzungen aus, die den Menschen neue Leitbilder des Lebens gaben<sup>2</sup>.

Wir wollen nicht aufzählen, wie die Missionen durch ihre klassischen diakonischen Dienste, wie Schule, ärztliche Tätigkeit, Anstalten für Hilfsbedürftige den Menschen geholfen haben. Ebenso wichtig erscheint mir, daß die Mission unter Völkern, bei denen die Arbeit religiös entwertet war, die Handarbeit und das Handwerk zu Ehren brachte. Christen sind arbeitsamere Menschen als die übrigen. Die Missionen haben auch die Volksübel wie die Sklaverei in Afrika oder das Kastenwesen in Indien bekämpft und damit einen Beitrag zur sozialen Revolution geleistet.

Die Auswirkungen des Evangeliums auf sozialem Gebiet sind nicht in menschlicher Aktivität begründet, sondern in dem Sendungsauftrag selbst,

<sup>2</sup> Hendr. Kraemer, *World Cultures and World Religions*. Philadelphia 1960; Arend Th. van Leeuwen, *Christianity in World History*. London 1964.

wobei durch den in der Arbeit gegenwärtigen Herrn immer die Seiten der Adressaten angesprochen wurden, die im Leben einer Veränderung bedurften. Mission und Entwicklungsdienst vermitteln den Empfängern eine gemeinsame, in der Sendung Jesu Christi begründete Hoffnung. Wenn Menschen zum Glauben an ihn geführt werden, werden ihnen Maßstäbe des Denkens und Handelns vermittelt, die sie über ihre eigene Situation hinausführen und zu einem neuen Leben verhelfen. Das Heil in Jesus Christus wird die Quelle vieler Veränderungen, die die Inkarnation oder die Christuswirklichkeit in der Geschichte sichtbar machen. Würde die Mission auf diese praktischen Auswirkungen des Evangeliums verzichten, gäbe sie das Wirken Christi unter den Menschen selbst preis.

Das im Glauben angenommene Evangelium wirkt dabei von innen heraus, die neuen Kräfte werden in dem Maße freigesetzt, als der Mensch dem Evangelium gehorsam wird und mit seiner eigenen Tradition bricht. Das ist meist ein sehr langsamer Vorgang, der durch harte Auseinandersetzungen geht. Man sollte darum keine Änderung von heute auf morgen erwarten.

Das Evangelium vermittelt zum Beispiel den Hörern ein neues Menschenbild, das oft auch wie im Reformhinduismus von Nichtchristen übernommen wird. Es setzt Kriterien des Gesellschaftslebens frei, die die bisherigen Strukturen in Frage stellen. Es zerstört die magisch-mythischen Bindungen der Menschen und macht diese zu einem Gegenüber der Welt, wodurch die Menschen ein Objekt des Handelns erhalten. Das Evangelium beseitigt durch seine Hoffnung die fatalistische Lebensweise und weckt die Verantwortung Gott und Mitmenschen gegenüber. Dabei entsteht geschichtliches Denken. Diese weitreichenden Dimensionen des Evangeliums müssen erkannt werden, wenn man die Bedeutung der Mission für die Entwicklung beschreiben will. Sie werden von der Gemeinde Jesu oft nur mangelhaft verwirklicht, und doch war die Kirche meist das Betätigungsfeld, wo das Neue praktiziert werden konnte. Mission ist also entwicklungsintensiv. Einige Afrikaner und Asiaten haben recht, wenn sie feststellten, daß ohne die Tätigkeit der Mission die Völker der Dritten Welt ihre Selbständigkeit nicht erlangt hätten<sup>3</sup>.

Trotz dieser Wirkungen des Evangeliums, die etwas von der Größe und Herrlichkeit Gottes sichtbar machen, ist die evangelische Mission in ihrem Verhältnis zur Entwicklungshilfe keine Einheit. Entwicklungsdienst im obigen Sinne wird nur von den kirchlich gebundenen Missionen getrieben. Daneben gibt es drei weitere Richtungen:

a) In Reaktion auf die starken Auswirkungen des *Social Gospel* in Nordamerika, wodurch viele Missionen sich im sozialen Dienst erschöpften, entstanden nach der Jahrhundertwende viele unabhängige Glaubensmissionen,

<sup>3</sup> Raghavan Iyer, *Der gläserne Vorhang zwischen Asien und Europa*. München 1968; Daisuke Kitagawa, *Rassenkonflikte und christliche Mission*. Wuppertal 1968.

die die Tätigkeit der übrigen Missionen als Verrat am Evangelium verstanden und sich ganz auf die Evangelisation mit dem Ziel der Bekehrung beschränkten. Diese »Evangelikalen« haben in Peter Beyerhaus einen Sprecher gefunden. Er lehnt wohl den Entwicklungsdienst nicht ab, will ihn aber als eine Folge der Evangeliumsverkündigung verstanden wissen<sup>4</sup>. Die Gruppe der Evangelikalen, die bereits mehr als Zweidrittel aller evangelischen Missionare stellt, macht aber zur Zeit einen Umdenkungsprozeß durch. Schon die 1966 von ihr veröffentlichte *Wheaton-Declaration* verlangt, daß sich Mission nicht in Verkündigung erschöpfen darf. Die 1973 veröffentlichte *Chicago-Declaration* fordert, daß Gottes totaler Anspruch auf das Leben der Menschen beachtet werden müsse. Die Mission müsse sich bei den Armen und Unterdrückten für Gottes Gerechtigkeit einsetzen<sup>5</sup>. Die Gruppe der Glaubensmissionen hat bisher nicht beachtet, daß auch die Bekehrung der Menschen zu Gott soziale Aspekte hat und daß der Christ keinesfalls zu ungerechten sozialen Zuständen schweigen darf. Die vorhin herausgestellten Dimensionen des Evangeliums sind nicht erkannt. Es ist auch nicht begriffen, daß sich das Evangelium einen Kulturraum schafft, um nach der Bekehrung weiterwirken zu können.

b) Im Rahmen der sozialen Revolution, die wir selbst durchleben, bildete sich die Gruppe der Linksextremen, die auf Grund ihrer ideologischen Vorurteile bis jetzt kein Verhältnis zur Mission gefunden haben. Sie beurteilen die Verhältnisse in der Dritten Welt bewußt nach unseren Maßstäben, machen Anleihen beim marxistischen Ideengut, um Abhilfe zu schaffen, schwelgen oft im Entwicklungsenthusiasmus und wollen soziale Gerechtigkeit herbeiführen. Sie glauben, daß durch Änderung der sozialen Verhältnisse der Mensch von selbst anders wird. Sie begründen ihren Dienst in einer Theologie der Revolution<sup>6</sup>, wobei die großen Nöte der Völker und die Ungerechtigkeiten unserer Weltwirtschaft zur Triebkraft des Handelns werden. Soweit man den Dienst christlich begründet, stellt man fest, daß man nicht auf der Seite Gottes stehen könne, wenn man die Ungerechtigkeiten duldet. Der Mission wird vorgeworfen, sie habe bis jetzt nichts für die Völker getan, sie habe durch diakonische Arbeit immer nur sich selbst oder der Kirche gedient. Versöhnung mit Gott nütze den Menschen nichts, wenn sie nicht auf sozialem Gebiet untereinander versöhnt werden. Die Mission solle weniger eine autoritäre Botschaft verkündigen, als durch den Dialog eine Bewußtseinsumbildung unter den Menschen erstreben. Auf diese Weise werde sie

---

<sup>4</sup> Peter Beyerhaus, Allen Völkern zum Zeugnis. Wuppertal 1972; ders., Bangkok '73, Anfang oder Ende der Weltmission. Liebenzell 1973.

<sup>5</sup> Wheaton Declaration. In: »International Review of Missions«, 4/1966; Chicago Declaration. Vervielfältigung des Deutschen Evangelischen Missionsrates.

<sup>6</sup> Ernst Feil/Rudolf Weth, Diskussion zur »Theologie der Revolution«. München 1969.

geistlicher Umbruchsdiens. So verfällt auch die Entwicklungsdenkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland einer starken Kritik<sup>7</sup>. Sie spreche von struktureller Neuordnung, aber nicht von der Änderung bestimmter Strukturen. Es werde niemand angeprangert. Sie vollziehe keine Auseinandersetzung mit politischen Systemen. Sie sage nicht, wie die Gesinnung der Menschen zu verändern sei. Diese Gruppe hat kein Verständnis für die Nöte, die die Technik selbst für die Menschen bringt. Sie ist auch blind gegen die Folgen, die soziale Ideologien über die Menschen brachten. Sie begreift nicht, daß der Mensch nicht nur materielle Hilfe, sondern auch Glaubens- und Lebenshilfe haben möchte.

c) Manche dieser Gedankengänge finden wir in der Ökumene wieder, soweit sie von Genf vertreten wird, das beweisen die Berichte über Uppsala, Bangkok und im Gefolge Synodalberichte<sup>8</sup>. Die Abteilung »Kirche und Gesellschaft« hatte schon von 1955 ab Studien über die Folgen des *Rapid Social Change* unter den Völkern der Dritten Welt veröffentlicht und auf ihrer Tagung 1966 das Signal zum Handeln gegeben<sup>9</sup>. Seitdem wird von Genf aus besonders betont, was eigentlich immer selbstverständlich war: Die Kirche habe sich mit allen Menschen zu befassen, die in Not und Elend leben. Ihre Lage sei nur zu bessern, wenn durch die Entwicklungshilfe eine Änderung der Strukturen erstrebt wird. Das sei aber nur zu erreichen, wenn auch die Industrienationen das Wohl der verarmten Völker unter Verzicht auf eigenen Gewinn erstreben. Entwicklung und sozialer Friede müßten immer Hand in Hand gehen. Dabei müsse die Kirche immer das tun, was die geschichtliche Situation erfordere. Christus sei als Herr der Geschichte auch unter den Völkern da. Von ihm haben sich Kirche und Mission erneuern zu lassen. Sie haben auf die Hoffnung der Menschen zu antworten. In Uppsala und Bangkok wurde Heil mit der sozialen Entwicklung gleichgesetzt. Nicht mehr der göttliche Auftraggeber bestimmt, was Mission ist, sondern die Notwendigkeiten der Geschichte, wie sie durch die Entwicklung diktiert werden, sind entscheidend. Dabei werden der weltweiten Kirche wohl noch Aufgaben gestellt, an Stelle ihrer Einheit tritt aber das Wohl der einen Menschheit. Damit wurde der Entwicklungsdienst der Verkündigung des Evangeliums verordnet. Das wurde nur möglich, weil durch die historisch-kritische Forschung die biblische Botschaft Ausdruck zeitgebundenen Denkens geworden ist.

<sup>7</sup> Der Entwicklungsdienst der Kirche in Deutschland, herausgegeben vom Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland. Gütersloh 1973; Gerhard Breidenstein, Was soll das heißen: Wandel sozialer Strukturen? In: »der überblick«, 3/1973.

<sup>8</sup> Uppsala 68 spricht. Genf 1968; Erwin Wilkens, Die Zukunft der Kirche und die Zukunft der Welt. München 1968; Philip A. Potter, Das Heil der Welt heute. Stuttgart 1973.

<sup>9</sup> Appell an die Kirchen der Welt. Stuttgart 1967.

### III. Die theologischen Zusammenhänge von Mission und Entwicklungsdienst

Wenn man die Aufgabe von Kirche und Mission von den geschichtlichen Notwendigkeiten ableitet, mögen wir wohl das Zweckmäßige tun, aber ist das immer das Richtige? Da die Technik im Rahmen der Weltwirtschaft sich in eigener Dynamik ausbreitet, werden wir Zwängen unterworfen, die nur vom Auftrag Gottes aus gelöst werden können. Das Tragische ist: Durch die Ausbreitung der Technik und der Weltwirtschaft sind die Hungerkatastrophen und die sozialen Nöte unter den Völkern nicht kleiner geworden. Man hat den Eindruck, daß wir uns in einem Teufelskreis bewegen. Es geht darum nicht nur um den Entwicklungsdienst als solchen, sondern darum, daß er in rechter Weise geschieht. Wir müssen also nach der rechten Sinnggebung und nach der Qualität fragen. Die Entwicklungshilfe beweist, daß wir dabei nicht ohne bestimmte Richtlinien auskommen.

Wenn wir im Namen des dreieinigen Gottes handeln, bietet sich zunächst die Schöpfungstheologie als Hilfe an. Der Schöpfungsbericht ist das einmalige Zeugnis dafür, daß wir nicht einen Christengott haben, sondern den Schöpfer und Erhalter der Welt verehren, dem alle Menschen angehören und vor dem alle dieselben Rechte und Pflichten haben. Damit wird das Ganze der Welt und das Ganze der Menschheit zum Gegenstand unseres Glaubens. Es war vor allem das *Social Gospel*<sup>10</sup>, das die Vaterschaft Gottes und die Bruderschaft der Menschen betonte. Auf Grund des Schöpfungsberichtes können wir nur in einer tiefen Solidarität mit den anderen Menschen, gleich welcher Rasse, leben. Auf Grund der Schöpfungstheologie sollte uns aber auch einsichtig werden, daß es bei dem Entwicklungsdienst nicht nur um Herstellung sozialer Gerechtigkeit, um Verbesserung der Lebensbedingungen, um die Humanisierung des Menschseins geht, sondern darum, daß der Mensch seine geschöpfliche Bestimmung erfüllt. Dazu gehört, daß er mit dem Schöpfer bekanntgemacht wird, ihm dient und innerhalb der Schöpfung sein Mitarbeiter wird. Daran müßte der Entwicklungsdienst ausgerichtet sein. Wir können als Helfende und als Empfangende immer nur im Schöpfungsbereich Gottes wirken. Dabei dürfen wir die Schöpfungslehre nicht allein auf den bauerlichen Bereich beziehen. Wir sollten erkennen, daß wir auch in der Forschung und in der Verwirklichung des Fortschritts immer an das gebunden sind, was Gott in seine Schöpfung hineingelegt hat, um es allen Menschen dienstbar zu machen. Mit der Schöpfungslehre ist weitergegeben, daß jeder Mensch den Auftrag zur Arbeit hat und das Recht in Anspruch nehmen darf, selbst sein Brot zu verdienen. Das sind Gedanken, die vergessen worden sind. Entwicklungsdienst und Mission sollten den Zwängen der Weltwirt-

---

<sup>10</sup> Charles H. Hopkins, *The Rise of the Social Gospel in American Protestantism*. New Haven 1940.

schaft zum Trotz dieses hohe Ziel verkündigen und zu verwirklichen suchen. Damit würden wir die Menschen der Dritten Welt davor bewahren, Bettler zu werden. Diese Grunderkenntnisse hätten auch eine große Bedeutung für die Erhaltung der Kulturen. Es würden uns andere Ziele gesetzt, als den Völkern das aufzudrängen, was wir unter Humanität verstehen.

Wie die Mission in dem Erbarmen Gottes<sup>11</sup> mit den Menschen, in seiner Liebe zu ihnen begründet werden kann, so auch der Entwicklungsdienst. Faktisch ist es so, daß in keiner Zeit so viel und so oberflächlich von der Liebe Gottes geredet wurde wie in der Gegenwart. Man will nichts mehr von einem strafenden, richtenden Gott wissen, sondern nur noch den kennen, der in Jesus Christus die Welt geliebt hat. Man vergißt, daß Jesus Christus Erlöser und Richter zugleich ist. In ihm vollzog Gott seine Zuwendung zur Welt und damit zu den Menschen. Das Verhältnis Gottes zur Welt müsse darum als Liebe beschrieben werden, in der er einen Bund mit den Menschen einging<sup>12</sup>. In der Liebe Gottes sind wir Christen durch die Taufe hineingenommen und haben sie weiterzugeben. Die Gefahr der Gegenwart ist jedoch, daß man alles mit dieser Liebe begründet. Eine solche Verallgemeinerung gibt es jedoch im Neuen Testament nicht. Dort ist die Liebe Gottes in der Tat Jesu Christi begründet und findet am Kreuz als leidende Liebe ihren Höhepunkt. Losgelöst vom Kreuz kann man nicht vom Heil in der Liebe reden, wie es oft geschieht. Der Begriff »Heil« kann wohl im säkularen Sinn benutzt werden, er bekommt aber erst von dem postmortalen Heil her durch die Liebe Gottes seinen tiefen Sinn. Das Heil ist darum viel größer als soziales Wohlergehen. Ist das nicht erkannt, wird die Mission letztlich bedeutungslos. Wir sollten darum mit Gensichen zwischen Heil in Jesus Christus und dem Segenshandeln Gottes unterscheiden<sup>13</sup>. Die Liebe Gottes hat sich allgemein immer so geäußert, daß er seine Verheißungen an den Menschen erfüllte. Dennoch hat auch das transzendente Heil innerweltlichen Bezug. Es vereinigt zum Beispiel die Glaubenden zu einer Heilsgemeinde, der Kirche, in der die Bruderliebe geübt und die Liebe Christi sichtbar wird. Aus ihr entsteht Diakonie, wodurch Christus den Notleidenden dient. Durch Jesus Christus wird Diakonie mehr als Nächstenliebe, wodurch der Entwicklungsdienst gerechtfertigt wird. Sie ist Verifizierung der Gottesliebe und damit nicht ohne weiteres mit der Herstellung sozialer Gerechtigkeit identisch. Nächstenliebe kann es auch geben, ohne daß die Menschen von der Gottesliebe bestimmt sind. Diakonie hat darum immer einen missionarischen Bezug, weil sie von der Gottesliebe in Jesus Christus lebt und diese den Menschen mitteilen soll. So wird die Diakonie zum Missionsmittel. Wo sie da-

<sup>11</sup> Georg F. Vicedom, *Missio Dei*. München 1958.

<sup>12</sup> Jacques Rossel, *Dynamik der Hoffnung*. Basel 1967; ders., *Gottes Heil in der Liebe*. In: »Evangelische Missionszeitschrift«, 1/1973.

<sup>13</sup> H. W. Gensichen, *Glaube für die Welt*. Gütersloh 1971.

gegen nicht aus der Quelle der Gottesliebe lebt, kann man nicht behaupten, daß die Menschen die Botschaft vom Heil erst dann aufnehmen, wenn etwas von dem innerweltlichen Heil sichtbar wird. Mission und Diakonie sind eben mehr als absichtslose Hilfe, weil Gott immer ein Ziel mit den Menschen hat. So wichtig es ist, daß den Menschen in ihren Nöten geholfen wird, so notwendig ist es auch, daß wir zwischen Liebe Christi und Humanität unterscheiden. Es ist für mich immer erschreckend, wenn man sich bei dem Entwicklungsdienst der Kirche auf Lk 10, 25 ff. und auf Mt 25, 31 ff. beruft und dabei Mt 7, 21–25 und 1 Kor 13, 3 übergeht. Auch der Entwicklungsdienst der Kirchen muß wie die Mission im Glauben an Jesus Christus begründet sein.

Das vorliegende Problem wurde auf den ökumenischen Tagungen deutlich, wo man die Mission nicht mehr im Sendungsauftrag begründete, sondern *Missio Dei*, die von Gott ausgehende Mission, mit der geschichtlichen Entwicklung, mit dem Wirken Gottes in der Geschichte gleichsetzte, wobei dieses in unserem wissenschaftlich-technischen Fortschritt gesehen wurde<sup>14</sup>. Da dieser Fortschritt vor allem in den »christlichen Völkern« zu finden ist, wird vielleicht aus einem Rest christlichen Erwählungsglaubens heraus das Wirken Gottes auf den »christlichen Raum« beschränkt und erst durch die Ausbreitung der technischen Zivilisation die übrige Welt einbezogen. Wenn wir aber Gott als den universalen Herrn bekennen, der die Geschichte aller Völker in der Hand hat, entstehen hier schwerste Fragen. Können wir zum Beispiel den ganzen kommunistischen Block aus dem Wirken Gottes ausschließen, oder müssen wir selektiv feststellen, was Gott in ihm wirkt? Es müßte an dieser Stelle auch nach dem Wert der Weltreligionen gefragt werden, wodurch Gott die Menschen irgendwie führt. In der Ökumene suchte man den ganzen Fragenkreis durch die Lehre von dem kosmischen Christus zu beantworten, der überall am Werke sei<sup>15</sup>. Die Aufgabe der Mission bestände dann darin, die Menschen auf ihn aufmerksam zu machen. Nun liegen tatsächlich Anzeichen dafür vor, daß Gott durch seinen Geist die Wirkung seines Wortes nicht auf den Raum der Kirche beschränkt. Die Reformreligionen in Asien haben zum Beispiel sowohl die Lehre von der selbstlosen Liebe Jesu, wie sie am Kreuz sichtbar wird, als auch die Botschaft vom Reiche Gottes als Ziel ihrer eigenen Betätigung aufgenommen. Kann man aber deswegen auf die Verkündigung der biblischen Botschaft verzichten und sich vom Strom der Geschichte treiben lassen, wobei als einzige Aufgabe bliebe, bestimmte politische Systeme, die dem Wirken Gottes entgegenstehen, zu bekämpfen und die Auswüchse der Weltwirtschaft, die die Verwirklichung der menschlichen Hoffnungen verhindern, auszuschalten? Im Grunde werden

<sup>14</sup> Uppsala 68 spricht, a. a. O.; P. G. Aring, Kirche als Ereignis. Neunkirchen 1971.

<sup>15</sup> Foko Lüpsen, Neu Delhi Dokumente. Witten/Ruhr 1962.

durch dieses Verständnis der *Missio Dei* und durch die Lehre vom kosmischen Christus Kirche und Mission überflüssig. Es genügt, wenn Menschen wachen Gewissens vorhanden sind, die die Fehlentwicklungen verhindern.

Hier wird übersehen, was Gott durch die Mission, durch das Evangelium unter den Völkern getan hat. Beide sind geschichtsgestaltende Kräfte, die auch in unserem technokratischen Zeitalter wirksam sind. Das Ziel des Evangeliums ist es, durch den Glauben an Jesus Christus und durch die Wirkung des Heiligen Geistes den neuen Menschen zu schaffen, der wiedergeboren zum neuen Leben, hier auf Erden den Willen Gottes vollbringt. Von diesem neuen Menschen wurde auf den letzten ökumenischen Tagungen viel geredet<sup>16</sup>. Man hat dabei das biblische Ziel übernommen, glaubte aber mit den Mitteln der Humanität diesen neuen Menschen hervorbringen zu können. Dabei wurde die biblische Botschaft nicht ganz ausgeschaltet. Es wurde angenommen, daß die Erlösung in Jesus Christus durch Kreuz und Auferstehung bereits allen Menschen zuteil geworden ist, so daß sich alle Menschen aus göttlichen Kräften erneuern können. Dieser Heilsuniversalismus als Quelle des neuen Lebens umfaßt auch das zeitliche Heil. Daran ist soviel richtig, daß die Missionen nicht immer durch die Betonung des ewigen Heils den ganzen Menschen im Blickfeld hatten. Sie gingen meist von dem Leib-Seele-Dualismus aus, den es in der Heiligen Schrift nicht in dieser Weise gibt. Der Mensch ist immer eine Ganzheit und eine Einheit. Das ist aber keinesfalls so zu berücksichtigen, daß man beim Entwicklungsdienst vor allem das leibliche Wohl herzustellen versucht und dann dabei von dem ganzen Heil redet. Letzteres ist doch nur dort gegeben, wo auch die ewige Bestimmung des Menschen betont wird. Entwicklungsdienst kann sich darum nur als Teil der Sendung verstehen, die in der Mission vollzogen wird. Der Entwicklungshelfer ist nicht nur Fachmann, sondern letztlich Interpret der Zusammenhänge seiner Tätigkeit mit dem göttlichen Auftrag. Es gäbe viele Enttäuschungen im Entwicklungsdienst nicht, wenn wir erkannt hätten, was für die asiatischen Religionen eine Selbstverständlichkeit ist – eine Erkenntnis, die wir auch in der Bibel vorliegen haben –, daß es in der Welt nur anders werden kann, wenn der Mensch in seinem Denken und Handeln geändert wird. »Ändere den Menschen, dann veränderst du die Welt.« Durch die Bekehrung der Menschen zu Gott erfolgt diese Veränderung. Die Mission wird darum die Voraussetzung für einen wirksamen Entwicklungsdienst und die christlichen Kirchen in der Dritten Welt sollten Beispiele dieses neuen Lebens sein, mit denen der Entwicklungsdienst zusammenarbeiten sollte.

---

<sup>16</sup> Georg F. Vicedom, Der neue Mensch – Ziel der Mission. In: »Das missionarische Wort«, 4/1971.

*IV. Die praktische Durchführung von Mission und Entwicklungsdienst*

Die Durchführung des Entwicklungsdienstes von seiten der evangelischen Kirchen in der Bundesrepublik wurde dem Diakonischen Werk übertragen. Das geschah auf Grund der klassischen Trennung von Mission und Diakonie, wie wir sie seit hundertfünfzig Jahren haben, wonach die Mission mit hauptamtlicher Liebestätigkeit nichts zu tun hat. Dennoch muß man sich bewußt sein, daß sich Mission und Diakonie nicht scheiden lassen. Es gibt keine Mission, die nicht zugleich grundlegend Dienst der Liebe ist, und es gibt keine christliche Diakonie ohne missionarische Implikation. Mission und Diakonie sind darum keine Alternativen, wie sie es in der Praxis geworden sind, sondern eine integrale Einheit. Darauf hat auch die Denkschrift der Evangelischen Kirche in Deutschland Bezug genommen. Nur in dieser Einheit kann dem ganzen Menschen gedient werden. In der praktischen Durchführung des Entwicklungsdienstes wurde von Anfang an auf die Mission Rücksicht genommen. Mission, Dienst und Entwicklungsdienst lassen sich weder dem Wesen nach noch in der Praxis trennen, wobei sich die zuständigen Stellen bewußt sind, daß Entwicklungsdienst nicht immer nach kirchlichen Richtlinien verwirklicht werden kann und oft im Vorfeld von Mission und Diakonie angesiedelt werden muß. Entwicklungsdienst hängt nicht nur vom Geber, sondern auch von dem empfangenden Partner ab. In der Diskussion der ganzen Problematik erhält oft auch die Diakonie eine erweiterte Sinnggebung. Da sie im Entwicklungsdienst viele gesellschaftliche und auch politische Probleme aufgreifen muß, könne sie sich nicht wie daheim in pflegerischen Aufgaben erschöpfen, sie müsse vielmehr eine »prophetisch-revolutionäre Diakonie« sein<sup>17</sup>. Sie muß also Programme und Dienste entwickeln, die die Zukunft der Völker mitbestimmen, ohne daß sie dabei zu einer politischen Kampfgruppe wird. Letzteres wäre in einem fremden Land völlig unmöglich. Auch der Entwicklungsdienst sollte sich bewußt sein, daß er bei seiner Hilfe immer nur im Gastverhältnis steht. Wenn die Diakonie diese Aufgaben ernst nimmt, ist sie letztlich auf Verkündigung angewiesen. Während durch den sozialen Trend der Entwicklungsdienst oft so im Vordergrund stand, daß er die Verkündigung verdrängte, werden nun aus den jungen Kirchen Stimmen laut, die verlangen, daß die Verkündigung dem Entwicklungsdienst gleichgestellt wird. In dem Memorandum der Mekane Jesus Kirche Äthiopiens wird erklärt, daß die grundlegendste Aufgabe der Kirche nicht vernachlässigt werden darf; denn allein durch die Verkündigung bekämen die Menschen die rechte innere Bindung und den rechten Ausblick des Lebens<sup>18</sup>.

<sup>17</sup> Manfred Fontius, Leitbilder für Entwicklungshilfe und Mission im Wandel. In: »Evangelische Missionszeitschrift«, 3/1972.

<sup>18</sup> H. J. Margull/Justus Freytag, Keine Einbahnstraßen. Stuttgart 1973.

Wir müssen darum nochmals auf Wirkungen des Evangeliums hinweisen, die zur Veränderung des Lebens führen. Wo durch das geschenkte neue Leben die Sünde nicht mehr herrschen darf, entsteht Gerechtigkeit und Liebe unter den Menschen. Wo die Gebote Gottes ernst genommen werden, entsteht neue Sittlichkeit und ein neues Arbeitsethos. Wo die christliche Hoffnung verkündigt wird, werden die materiellen Hoffnungen der Menschen korrigiert, die oft zu großen Selbsttäuschungen führen. Von einer neuen Gesinnung aus werden Antworten auf die Fragen der Menschen gefunden. Da in der Dritten Welt der Hauptteil der Verkündigung nicht mehr von der Mission, sondern von den jungen Kirchen getragen wird, ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Entwicklungsdienst und junger Kirche erforderlich.

Viele Programme des Entwicklungsdienstes kamen nicht an, weil sie ohne Kontaktnahme mit den Einheimischen geplant wurden und weil sie unabhängig von den jungen Kirchen und der betreffenden Bevölkerung durchgeführt wurden. Wie die Mission der gesamten Kirche eine ist, so sollten auch Diakonie und Entwicklungsdienst Ausdruck der einen Kirche sein, die sich immer im regionalen Bereich dokumentiert. Viele der Institute, die im Drang zu helfen gebaut wurden, könnten Lebenszentren sein, wenn die Einheimischen das Gefühl bekommen hätten, daß sie ihre eigenste Sache sind. Diese innere vom Wesen der Kirche bestimmte Gemeinschaft gibt auch die Grundlage, die vorhandenen Probleme recht zu verstehen. Nur wenn von dieser Einheit aus gedacht und gehandelt wird, werden die Helfenden auch erkennen, daß die Probleme der Dritten Welt im Grunde ihre eigenen sind, nicht allein weil die Völker schicksalhaft miteinander verbunden sind, sondern weil die Ursachen vieler Probleme der Dritten Welt letztlich bei uns selbst liegen. Von der Einheit her würden wir auch erkennen, was wir durch eine einseitig orientierte Entwicklungspolitik anrichten. Wenn wir aber bereit sind, die Ursachen der Nöte bei uns aufzuspüren, werden wir auch in der rechten Weise helfen können. Der kirchliche Entwicklungsdienst muß daher von der Erkenntnis der Schuld begleitet sein, die zu einem Umdenken, zu einer Erneuerung der Kirche daheim führt. Wenn es uns gelingen sollte, die Ursachen der Not bei uns daheim abzustellen, könnten wir den Völkern mehr helfen als durch unseren finanziellen und personellen Einsatz.

Durch die vielen zur Verfügung stehenden Mittel des Entwicklungsdienstes wird die Versuchung des Geldes in den Hilfsprogrammen drückend. Vieles wird getan, weil das Geld vorhanden ist. So wird der Auftrag an den vorhandenen Mitteln gemessen. Diese Denkweise ist bei vielen so stark, daß der anglikanische Bischof St. Neill behaupten konnte, das Geld habe heute in der Kirche die Stellung des Heiligen Geistes eingenommen. Diese Tendenz wird durch den Zwang unserer Wirtschaftssysteme unterstützt. Wir machen die Höhe der Entwicklungshilfe von dem Wachstum unseres Bruttosozialprodukts abhängig. Manche meinen, wir müßten noch reicher werden, um

mehr Entwicklungshilfe geben zu können. Wir trauen es uns also nicht mehr zu, bei den Betroffenen Kräfte zu wecken, wodurch sie ihre Lage selbst ändern können. Der christliche Entwicklungsdienst sollte sich von solchem Denken befreien und beginnen, den herrschenden Materialismus bei uns zu bekämpfen. Dann würden wir vielleicht auch zu einer rechten Anwendung der Mittel kommen. Es ist zum Beispiel noch weithin eine Selbstverständlichkeit, daß der Geldgeber auch für die Verwendung der Mittel die letzte Verantwortung trägt. So kommt es, daß man auch im Entwicklungsdienst die Menschen zu Objekten unserer Unternehmen gemacht hat, anstatt ihnen die Verantwortung der Trägerschaft voll zu überlassen. Nicht immer wurde auf nationaler Ebene geplant und die Infrastruktur des betreffenden Landes berücksichtigt. Hätten wir eine bessere Zusammenarbeit erstrebt, dann hätten sich die Einwurzelung unserer Hilfen in den sozio-kulturellen Mutterboden der Empfangenden von selbst ergeben. Wir hätten dann mindestens gefragt, wie unsere Hilfen auf Grund der gesellschaftlichen, religiösen und kulturellen Vorgegebenheiten am besten wirksam werden können. Da der Entwicklungsdienst aber meistens von außen her, im Gegenüber getrieben wurde, wurden unsere Hilfen ein Zeichen der Überlegenheit, die den Empfangenden den niederdrückenden Eindruck vermitteln, daß sie doch unfähig sind, die Entwicklung einzuholen. Mit der Furcht in die Weltwirtschaft verstrickt zu werden, hängt es wohl zusammen, daß der Entwicklungsdienst sich auf Arbeiten beschränkte, die die Mission schon früher im kleineren Maßstab getan hatte. In den Ländern ohne Arbeitsmöglichkeiten wäre es aber notwendig gewesen, die kleinen Ansätze weiterzuführen und arbeitsintensive Industrien zu gründen. Bloße Ausbildungsarbeit wird wertlos, wenn das theoretisch Erlernete nicht in die Praxis umgesetzt werden kann.

In der Mission war es selbstverständlich, Sprache, Religion und Kultur zu erforschen und dem Evangelium dienstbar zu machen. Heute wird das oft nicht mehr für notwendig gehalten, weil wir glauben, die anderen Völker würden unsere Zivilisation übernehmen. Die Reaktionen der Religionen beweisen aber – auch im afrikanischen und lateinamerikanischen Raum –, daß sie nicht abgestorben sind. Sie versuchen dem Neuen eine eigne Sinngebung unterzuschieben. Die jungen Kirchen stehen hier vor einer großen Aufgabe. Ähnlich müßte auch der Entwicklungsdienst nach dem Lebensideal der Völker fragen und die Menschen in ihrer inneren Gebundenheit und Bestimmtheit ernst nehmen. Das krasseste Beispiel bieten hier die buddhistischen Menschen, die durch Jahrtausende erzogen wurden, die Bindung an die Scheinwelt zu meiden. Sie lassen sich auch jetzt noch nicht von einem materiellen Glück beeindrucken. Hier müßte wirklich eine Bewußtseinsänderung erfolgen, bevor sie sich neuen Zielen öffnen. Nicht so stark ist diese Bindung im Rahmen der anderen Religionen. Man kann aber die Beobachtung machen, daß Asiaten und Afrikaner das Leben immer noch als

ein Ergebnis der Religion verstehen und so auch unter dem sozialen Umbruch ihren religiösen Traditionen anhängen oder neue schaffen, wo es ihnen notwendig erscheint. Viele erwarten auch heute noch alles von den übernatürlichen Mächten. Es war immer Aufgabe der Mission, diese innere Haltung durch einen lebendigen Gottesglauben weiterzuführen. Auch die Entwicklungshelfer werden nicht darum herkommen, auf die religiöse Bestimmtheit der Menschen einzugehen und sich mit der Religion und der Kultur ihrer Menschen zu befassen. Entwicklungsdienst kann darum nicht von oben herab getrieben werden, er muß in enger Fühlungnahme mit den Menschen geschehen. Wie es in der Mission einen Dialog geben muß, um die Menschen von der Wahrheit des Evangeliums zu überzeugen und ihnen zu einer eigenen Gotteserfahrung zu verhelfen, so muß auch im Entwicklungsdienst ein solcher durchgeführt werden, um ihnen die Richtigkeit der Hilfsmaßnahmen in Verbindung mit ihrer Kultur zu erklären.

Entwicklungsdienst im christlichen Sinne kann es darum nur in der Partnerschaft, besser in der gegenseitigen Partizipation geben. Die Menschen jedes Volkes haben ihre eigenen Lebensideale. Wir sollten sie uns zu eigen machen, damit sie etwas davon im Entwicklungsdienst mit uns zusammen verwirklichen können. Das würde heißen, daß jedes Volk über die Hilfe, die wir ihnen bringen sollen, selbst zu entscheiden hat und auch die Methode der Durchführung bestimmen darf. So würde der Entwicklungsdienst eine Hilfe zur Selbstverwirklichung werden. Ein solcher würde auch begrüßt. Die Menschen würden nicht bloß zu Empfangenden gemacht. Weil die Entwicklungshilfe weithin an unseren eigenen Bedürfnissen gemessen wurde, ist sie zu einer internationalen Armenpflege geworden. Wir gehen gewöhnlich davon aus, daß die Völker der Dritten Welt mit ihrer begrenzten Intelligenzschicht kaum einen Beitrag in der Partnerschaft leisten können. Dieser ist aber in dem Augenblick gegeben, wo wir sie als Mitmenschen anerkennen und anstatt für sie mit ihnen zu arbeiten beginnen. Für uns Christen wird dieses Miteinander dadurch vertieft, daß wir mit den jungen Kirchen in der Glaubensgemeinschaft stehen. Im Hören auf ihre eigenen Glaubenserfahrungen wird die von uns empfundene Gegenwart Christi bereichert. Es entsteht Nachfolge Jesu in der Partnerschaft. Wir haben jetzt eine Anzahl afrikanischer und asiatischer Theologien vorliegen, die wohl fähig sind, unsere oft künstlichen Fragestellungen zu überwinden und uns neue Wege der Gotteserkenntnis zu zeigen. Daraus ergibt sich, daß Mission und Entwicklungsdienst am fruchtbarsten in einer ökumenischen Gemeinschaft betrieben werden können. Wenn wir dazu bereit sind, werden wir lernen, mit den Leidenden zu leiden und uns mit den Fröhlichen zu freuen. Hilfe wird dann gegenseitiger Ausdruck des Glaubens.

Wie angedeutet stehen wir in einem Wandel des Verhältnisses zur Dritten Welt. Die Stimmen der jungen Kirchen gegen einen einseitigen Entwicklungs-

dienst werden so stark, daß sie die Geberorganisationen zum Umdenken zwingen. Setzen sie sich durch, dann werden wir verspüren, daß die Richtlinien für die Hilfe nicht allein der Situation zu entnehmen sind, sondern daß wir der Situation nur dann begegnen können, wenn wir nach den christlichen Grundsätzen fragen. Das wird uns davor bewahren, daß kirchlicher Entwicklungsdienst in der Fülle der Unternehmungen auf diesem Gebiet untergeht. Mission und Entwicklungsdienst leben aus einer Quelle und können darum auch nur mit einer ungeteilten Liebe zum besten der Menschen verwirklicht werden.